

HENNING MANKELL

TREIBSAND

Was es heißt,
ein Mensch
zu sein



Oktober

2014 publiziert

1-2014 Krebs-Diagnose

5.10.2015 †



dtv

Heming ManKell mit 16, 17 Jahren

Aber ich befand mich in einer Universität. Ich lernte das Wichtigste, das man können muss: sein Leben in die Hand nehmen. Zu seinen Entscheidungen stehen. Schriftsteller würde ich nicht in der Zeit, die ich in Paris verbrachte. Das war auch nicht so wichtig. Ich tat den ersten Schritt auf dem Weg, ein

Vision

quest

Mensch mit einem Bewusstsein zu werden. Den zweiten großen Schritt nach jenem ersten, der Entdeckung, die ich vor dem Bürgerhaus in Sveg gemacht hatte.

Erste
1986

Dez.

Δ

in

Kairo

21. Geb.

smes

Schließlich, im Spätsommer, hatte ich das Gefühl, genug von Paris zu haben. Göran und ich gaben uns die Hand. Dann fuhr ich per Anhalter zurück nach Schweden. Für meine ehemaligen Klassenkameraden hatte schon ein neues Schuljahr angefangen. Ich ging bis zu dem roten Backsteingebäude, das meine alte Schule war, betrat es jedoch nicht. Ich wusste, dass ich meinen Entschluss nie bereuen würde.

Das habe ich auch nie getan. Aus der Zeit in Paris ist mir am stärksten die Einsicht in Erinnerung geblieben, was es heißt, sich am Boden einer Gesellschaft zu befinden. In meinem Fall: Schwarzarbeiter zu sein, mit abgewetzter Kleidung, oft hungrig. Die Menschen erkennen Armut ohne Schwierigkeiten. Wahrscheinlich weil sie Angst haben, selbst eines Tages davon betroffen zu sein.

Aber natürlich war ich nur zu Besuch in einer Welt, die Jack London in seinem Buch *Die eiserne Ferse* beschreibt. Ich konnte ja aufgeben, nach Schweden zurückreisen, wieder aufs Gymnasium gehen und bis zum Abitur Latein lernen.

Aber ich tat es nicht. Auch ein begrenzter und vorübergehender Besuch am Boden der Gesellschaft bedeutet, dass man sich vor eine der wichtigsten Entscheidungen im Leben stellt: Welche Art von Gesellschaft will man mitgestalten?

Diese Frage hat mein gesamtes Leben geprägt.

Die Flusspferde

Jenes halbe Jahr in Paris Mitte der sechziger Jahre hat mich gelehrt, dass man Entscheidungen treffen muss. Ich musste jeden Tag wählen, ob ich rauchen oder mir eine Mahlzeit gönnen wollte, die vielleicht ein wenig üppiger war als die am Tag zuvor. Ich wählte die Museen aus, die ich besuchte, und wann ich einen Tag lang nur umherflanieren, Menschen beobachten und mir vorstellen wollte, was ich eines Tages schreiben würde, auch wenn das noch in ferner Zukunft lag.

Zu wählen und Beschlüsse zu fassen hieß, das Leben ernst zu nehmen. Das lernte ich in einem Paris, in dem der erst kürzlich beendete Kolonialkrieg in Algerien die Menschen immer noch prägte. Es war zugleich die Zeit kurz vor dem Ausbruch ernsthafter Proteste gegen den Vietnamkrieg. Der Lehrer war ich selbst, aber ebenso waren es all die Menschen, die auf den Bürgersteigen oder auf den Treppen der Métro-Stationen an mir vorbeiströmten.

Auch wenn ich später im Leben dann und wann eine falsche Wahl getroffen habe, ist das nichts gegen die Niederlage, überhaupt nicht zu wählen. Ich wundere mich oft über Menschen, die sich widerstandslos mit dem Strom treiben lassen, ihr Dasein nie in Frage stellen oder nie einen notwendigen Aufbruch wagen. Gut, die Menschen lassen sich scheiden. Das ist natürlich eine Form von Aufbruch. Aber jene Entscheidungen, die tiefer reichen, die sich darum drehen, was du mit deinem Leben anfangen willst, sind die wichtigsten, vor die man gestellt wird, und die man treffen muss.

Menschheitspolitik
Weltbürgertum

129

Unterricht WBK-
Schulprojekt

in diesem Fall ist nicht herauszufinden, wer die Bilder aufgenommen hat. Wir können nicht wissen, ob er ein deutscher Kriegsreporter oder ein jugoslawischer Kollaborateur war. Die Männer, die erschossen werden sollen, wurden vor der Harpe aufgereiht. Die Soldaten bringen ihre Gewehre in Anschlag.

Nur

Da geschieht etwas Merkwürdiges. Einer der deutschen Soldaten lässt seine Waffe fallen, reißt seine Uniformjacke auf und stellt sich zu denen, die erschossen werden sollen. Ob er ruhig oder erregt ist, kann man den Bildern nicht entnehmen. Er hat nur das Erschießungskommando verlassen und die Seite gewechselt. Statt zu schießen, entscheidet er sich dafür, erschossen zu werden.

Nichts auf den Bildern lässt auf einen erregten Dialog zwischen den Soldaten und ihrem Kameraden, der das Gewehr geworfen hat, schließen. Nichts deutet darauf hin, dass die Soldaten ihn zurückzuholen versuchen, sei es mit Worten, sei es, dass sie ihn von den jugoslawischen Partisanen fortziehen würden.

Das ist das eigentlich Aufwühlende an den Bildern. Alles scheint weiter nach Plan abzulaufen. Man bringt zu Ende, was man begonnen hat. Die militärische Disziplin gerät nicht ins Wanken.

Auf dem letzten Bild liegen die Partisanen tot am Boden, gemeinsam mit dem deutschen Soldaten. Weil er seine Uniformjacke und seinen Stahlhelm fortgeworfen hat, kann man ihn von den anderen nicht mehr unterscheiden.

Auf diesem letzten Bild sind auch die Soldaten nicht mehr zu sehen. Der Fotograf muss ein paar Minuten länger vor Ort

geblieben sein. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass die deutschen Soldaten sich ihres toten Kameraden angenommen hatten. Indem er die Seiten gewechselt hat, existiert er für sie nicht mehr. Er ist nur noch einer von denen, die hingerichtet werden sollten.

"Lebens" (Todes-Mordens-) überdruss, Abscheu, Verzweiflung, Scham, Mitschuldgefühl...

Die Bilder werfen natürlich viele Fragen auf und wecken viele Gefühle. Was brachte den deutschen Soldaten dazu, sein Leben zu opfern, obwohl es denen, die um ihn herum starben, nicht half?

Was ließ die Situation so unerträglich für ihn werden, dass er es vorzog zu sterben? Identifizierte er sich selbst so stark mit den jungen Partisanen, dass ihm ein Weiterleben unmöglich erschien, wenn er sich an der summarischen Hinrichtung beteiligen würde?

Wir können es nicht wissen. Ebenso wenig wissen wir, was seine Kameraden dachten. Es muss für sie völlig überraschend gekommen sein. Doch ohne den dröhnenden Befehl in Frage zu stellen, richteten sie ihre Waffen auf ihn, mit dem sie kurz zuvor noch eine Zigarette geraucht hatten.

Zwei Bilder, die von Krieg und von Opfern des Krieges erzählen. Beide Bilder handeln auch von Mut. Von der wichtigsten und schwersten Entscheidung, die ein Mensch treffen kann. Von der Wahl zu sterben, statt zu leben. Sein Leben für vollkommen unbekannte Menschen zu opfern, die zudem noch feindliche Handlungen gegen einen selbst und die Kameraden begangen hatten.

Kann ich behaupten, dass ich ihn verstehe?

Um darauf antworten zu können, müsste ich wissen, wie ich selbst in der gleichen Situation gehandelt hätte.

Das kann ich nicht. Ich kann nur immer wieder das Bild ansehen und in meinem Versuch zu verstehen nicht nachlassen.

Er lebte gewöhnlich

Zeit

Roboter
Sie leben nicht gewöhnlich

Am nächsten Tag wachte ich mit einem schweren Kater auf, mein Kopf hämmerte, Brechreiz quälte mich. Jeder, der einmal zu viel schlechten Retsina getrunken hat, weiß, wohin das führen kann.

An diesem Tag las ich nichts. Stattdessen schrieb ich ins Tagebuch (das nie über den Status eines ehrgeizigen Vorsatzes hinauszugelangen schien), was ich inzwischen über den Begriff »Zivilisation« dachte. Trotz oder vielleicht gerade dank der Kopfschmerzen schaffte ich es, die Fragen, über die ich nachgrübelte, recht gut zu formulieren. *Frei-gabe Unterbewußtsein...*

Mit der Anwendung des Begriffs »Zivilisation« stimmte etwas nicht. In den Texten ging man nachlässig damit um. Statt »Zivilisation« wurden zuweilen die Wörter »Kultur« oder »Tradition« verwendet, ohne dass klargemacht wurde, warum. Ich begann mich zu fragen, ob der Zivilisationsbegriff als solcher fehlerhaft war. In den Definitionen und Analysen, die ich gelesen hatte, wurde er meistens als Gegensatz zur Barbarei verwendet. Der zivilisierte Mensch hatte den primitiven Menschen hinter sich gelassen.

Aber war das wirklich richtig? Das antike Griechenland war ein Sklavenstaat gewesen. Die Freiheit des Denkens und Handelns war eingeschränkt und galt nur für eine gewisse Anzahl erwählter Männer, die den Anforderungen entsprachen, Vollbürger in der Stadt zu sein, ob nun in Sparta oder in Athen. Es

lisation von jedem Wort überzeugt waren. Aber diejenigen, die über die brutalen Übergriffe bestimmten, wollten in erster Linie den Kolonisierungsprozess vereinfachen. Sie wollten, dass Ruhe und Ordnung herrschten, während sie Afrika seinen Rohstoffe beraubten, so wie man früher Afrika seiner Menschen beraubt hatte. > Eiland < von Aldous Huxley

Über diese Fragen dachte ich in jenem Winter 1978 auf Kreta nach. Und ich begann daran zu zweifeln, ob es überhaupt möglich ist, eine Zivilisation zu schaffen, die dieses Namens würdig ist, solange Unfreiheit und Tyrannei auf der Erde herrschen. Kann eine echte Zivilisation, ohne Sklaverei und andere, mehr oder weniger versteckte, Übergriffe tatsächlich funktionieren, wenn sie nur für einen begrenzten Teil der Welt gültig ist?

Vielleicht ist es ein nahezu ungehöriger Traum, dass es möglich sein müsste, eine weltumspannende Zivilisation zu schaffen, die nicht darauf basiert, dass irgendjemand unterdrückt wird?

Ungehörig oder nicht, es ist ein notwendiger Traum. Aber die nächste Generation wird vermutlich nicht sehr viel klüger sein als wir.

Doch möglicherweise sind die, die nach uns kommen, weniger dumm, als wir es waren und immer noch sind.

Im Meer schwimmen Wale, immer verwirrter und desorientierter von all den Funkwellen und elektrischen Impulsen, die der Mensch aussendet.

Auf der Erde wandern Milliarden Menschen umher, die kaum zu glauben wagen, dass es ein anderes, anständigeres Dasein gibt als das, welches sie zu führen gezwungen sind.

Ich erinnere mich an jenen Winter auf Kreta. Eine Zeit intensiven Lesens. Und großer Einsamkeit, die von nichts gestört wurde.

Dag Hammarskjöld
Tagebuch
> Vägmarken <

jede andere betrachteten. Sie seien zwar lebende Wesen, doch das seien Ziegen und exotische Tiere auch. Clarkson erinnerte sich an die Aussage der Kapitäne auf den Sklavenschiffen, wonach Brutalität und harte Disziplin notwendig waren, damit die Ladung schwarzer Menschen kein Chaos und keine Unordnung anrichtete, damit sie nicht meuterten oder sich im kollektiven Selbstmord ins Meer stürzten.

Aber vor allem dachte er an die Sklaven, denen die Flucht gelungen war und die jetzt mit der Angst lebten, eingefangen und ihren »Besitzern« wieder zugeführt zu werden. Daran, wie man sie auspeitschte, bevor man sie auf ein neues Schiff setzte, einem Ziel entgegen, wo sie in einer Auktion versteigert werden würden.

1. Thomas Clarkson schrieb seinen Essay und reichte ihn bei der Jury ein. Als er einige Zeit später erfuhr, dass er gewonnen hatte und zu der feierlichen Zeremonie eingeladen war, bei der seine Schrift präsentiert werden sollte, wusste er nicht, ob er hingehen sollte. Vielleicht sollte er in seiner Dankesrede von dem Schatten sprechen, den der Sklavenhandel mit seinem ungerechten menschlichen Leid auf die britische Nation warf?

Er nahm seinen Preis und die damit verbundene Ehrung entgegen. Aber er sagte nichts von dem, was er eigentlich dachte.

Thomas Clarksons erstes Pastorat war in London. An einem Tag im Frühjahr stieg er auf sein Pferd und machte sich auf den Weg in die Hauptstadt. Es war ein schöner Tag. Aber seine Unruhe wuchs, je mehr er sich London näherte.

Mittags hielt er an und stieg vom Pferd. Er befand sich in der Nähe von Wadesmill in Hertfordshire. Dort setzte er sich in

siehe Film > **Ama zing Grace** < über das Leben seines Mitstreiters **William Wilberforce**
den Schatten des Baumes, nach dem ich zweihundert Jahre später suchen sollte, ohne ihn zu finden. Sein Pferd graste. Es war ein friedlicher Tag, aber in Thomas Clarksons Innerem tobte ein Sturm. Er sah ein, dass er einen Entschluss fassen musste.

Clarkson gab später weder schriftlich noch mündlich Auskunft darüber, wie lange er dort im Schatten des Baumes gesessen hatte, bis er seinen lebenswichtigen Entschluss fasste. 2.

Der Abstand zwischen Cambridge und London beträgt rund fünfundsechzig englische Meilen. Also kann er kaum Zeit gehabt haben, viele Stunden unter dem Baum zu sitzen.

Als er schließlich aufstand, sein Pferd wieder sattelte und weiterritt, hatte er seine Entscheidung getroffen. Eigentlich hatte er das schon viel früher getan. Aber in diesem Augenblick formulierte Thomas Clarkson seinen Entschluss für sich selbst und vor dem Gott, an den er zeitlebens glaubte.

Er wollte nicht Pastor werden. Er wollte sein Leben der Aufgabe widmen, mit all seinen Kräften für die Abschaffung der Sklaverei und die Freilassung sämtlicher Sklaven zu kämpfen. 3.

Der Zufall, der ihn an einem literarischen Preisausschreiben teilnehmen ließ, hatte sein Leben auf den Kopf gestellt.

Thomas Clarkson wurde dem Versprechen, das er sich selbst gegeben hatte, nie untreu. Und er lebte lange genug, dass er den Abolition Act, der den Sklavenhandel und den Besitz von Sklaven im britischen Imperium für ungesetzlich erklärte, noch erlebte.

Sein Leben war nie einfach und oft gefährlich. Die mächtigen Feinde, denen er schon bei seinem ersten Besuch im Sklavenhändlermilieu von Liverpool begegnet war, hörten niemals auf, ihn zu bekämpfen. Er wurde zum Opfer zahlreicher Überfälle und Mordversuche. Aber Thomas Clarkson lebte, nachdem er seinen Entschluss gefasst hatte, noch einundsechzig 4.

psycho somatische
Co-Reaktion:

besgut bei mir. Sie ließen mich in Ruhe.
Jetzt, viele Jahre später, da ich das Ganze mit Abstand sehe,
kann ich mich selbst als einen schwarzen Schatten erleben, wie
einem der Romane Dostojewskis entstieg. Ich schlich nicht
in einer schwedischen Stadt durch die Nacht. Es war in Mos-
kau oder St. Petersburg. *H. M. : an der Grenzlinie*

Die Eifersucht befiel mich wie eine Krankheit. Ich war buch-
stäblich krank, geisteskrank, hatte aber auch physische Schmer-
zen. Mein Magen war wie ein fest zugezogener Knoten, jeder
Atemzug war eine Qual. Im Kopf suchte ich nach einer Erklä-
rung dafür, warum sie nicht ans Telefon ging. Ich fand keine.
Deshalb konnte ich nichts anderes vor mir sehen als einen
anderen Mann, der sie in eben diesem Augenblick an seinen
nackten, erregten Körper presste. *zwischen Hysterie*

Als ich über eine lange Flussbrücke ging, blieb ich plötzlich
stehen und schrie einfach los. *und Psychose*

Edvard Munchs Bild Der Schrei bildet eine tiefe menschliche
Wahrheit ab.

Erst im Morgengrauen nahm sie den Telefonhörer ab. Ich be-
gann zu weinen, als sie sich endlich meldete. Die Erklärung
war einfach: Sie hatte am Abend den Hörer nicht ordentlich
aufgelegt und die ganze Nacht ruhig geschlafen.

Die Erleichterung war umwerfend. Die Eifersucht war wie
weggeblasen. Die Knoten lösten sich in dünne Fäden auf, die
davonwirbelten.

Später im Leben ist die Eifersucht dann und wann wieder-
gekommen, doch nie so stark wie in jener Nacht. Dagegen
habe ich gelernt zu sehen, wenn andere Menschen von Eifer-

übertriebene ... in Shakespeares Stück

Othello.

Die Liste lässt sich verlängern. Unter Autoren pflegt die Eifersucht sich unter anderem um Rezensionen und Verkaufszahlen zu drehen. Ich habe Landwirte gesehen, die mit finsternen Blicken die guten Ernten des Nachbarn betrachteten, weil die eigenen Äcker nicht die gleichen goldenen Früchte trugen.

Einmal beobachtete ich zwei Taxifahrer, die sich an einem Wartestand in die Haare gerieten. Der Grund, hörte ich später, war der Neid des einen, der ein weniger schickes Auto hatte.

Aber woher kommt die Eifersucht? Und warum?

Ich erinnere mich, in den achtziger Jahren, als Aids neu und erschreckend war, einige Freunde gefragt zu haben, wie sie wohl reagieren würden, wenn sie erführen, dass sie sich angesteckt hätten. Damals kam die Diagnose einer Aids-Infektion einem Todesurteil gleich. Es war die Zeit vor den antiretroviralen Medikamenten und bevor man wusste, wie dieses Virus eigentlich funktioniert, wenn es in einen neuen Menschen eingedrungen ist, der zum Wirtskörper wird, bis er stirbt.

Wie zu erwarten, erhielt ich ständig unterschiedliche Antworten. Aber eine Antwort tauchte mehrfach auf, und das war erschreckend. Es waren Äußerungen, die diese Menschen nie öffentlich abgegeben hätten, wenn sie von Journalisten oder Ärzten befragt worden wären. Aber zu mir sagten sie ganz offen: »Ich würde andere anstecken. Ich will nicht allein sterben.« *homo sapiens: erweitertes Suizid!*

Meine Gegenfrage war selbstverständlich: »Warum willst du

2 B - auf Bewährung wg. - se fürwider Körperverletzung + 300 Stb. - gemeinwärtige Arbeit

Nadja Benaisse
Verurteilung in HIV-Sex-
prozen August 2010
LG Darmstadt

327 *1 so wie es diese Säpfer aus
FRIT vor der Gruppe > No
Angels < tatsächlich tat!*

Wie konnten Personen, die das religiöse Gewissen von Millionen Menschen repräsentierten und die Botschafter eines Gottes waren, an den man glaubte und den man fürchtete, sich so verhalten? Wir wissen, dass Eitelkeit, Hass und andere destruktive Kräfte Menschen dazu bringen können, unbegreifliche Handlungen zu begehen. Doch irgendwo, meint man, sollte es dennoch eine Grenze geben, die nicht überschritten werden kann.

↳ planetar-kollektiver Selbst-Mord

Was dachte der namenlose Priester, der dort im Leichengestank stand? Wie sah sein weiterer Lebensweg aus? Wie konnte er weiterleben, nachdem er gezwungen gewesen war, am makabren Spiel der religiösen Obrigkeit teilzunehmen?

Es gibt Menschen in der Geschichte, denen ich gern begegnet wäre. Er ist einer von ihnen.

Als er endlich der Basilika den Rücken gekehrt hatte, muss

hatte man von jemandem gehört, der nicht bereit gewesen wäre, sein Leben für unbekannte Seeleute, die in der Brandung kämpften, aufs Spiel zu setzen. Es gehörte zu ihrem Dasein als Fischer, jeden Tag ihr Leben zu riskieren, und wenn die Stürme kamen, dies auch für das Leben anderer zu tun. → Gelobte Krise

Die Bereitschaft und der Wille, sich freiwillig in ein Rettungsboot zu setzen, sind ein grundlegendes Element unserer Zivilisation. Auch wenn so dramatische und Menschenleben fordernde Rettungsaktionen wie die am 27. Dezember 1862 heute selten sind, setzen weiterhin Freiwillige bei unterschiedlichen Anlässen ihr Leben aufs Spiel. Wie ist die Erde noch zu retten? TV:

Ich frage mich oft, wie ich reagieren würde, wenn ein kleines Kind plötzlich vor mir auf die Straße liefe und ich derjenige wäre, der am nächsten stünde. Ein Kind, das ich noch nie gesehen habe, ein Kind, zu dem ich keinerlei Beziehungen habe. Ich kann es nicht wissen, weil es bisher nie passiert ist. Ich kann nur hoffen, dass ich nicht zögern würde, völlig selbstlos auf die Straße zu laufen und zu versuchen, das Kind vor den heranrasenden Autos zu retten.

Es sollte selbstverständlich sein, ist es aber nicht. Ein Mensch bricht wegen eines plötzlichen Anfalls auf der Straße zusammen. Schließlich bleibt jemand stehen und versucht zu helfen. Doch die allermeisten laufen schnell vorbei und tun so, als hätten sie die Person, die umgefallen ist, nicht gesehen.

Die Frage beschäftigt mich seit jener Nacht in der Pension in Skagen. War es Mut, der die Fischer antrieb? Hat sich überhaupt einer von ihnen als mutig empfunden? Oder spornte sie die Einsicht an, dass sie in dem Moment Teil der stärksten aller Gemeinschaften waren? Derjenigen, die entsteht, wenn Menschen in lebensgefährliche Situationen geraten?

Heute kommt mir die weit zurückliegende Reise nach Skagen fast wie ein Traum vor. Ich schrieb mein Buch, und Kurt Wal-